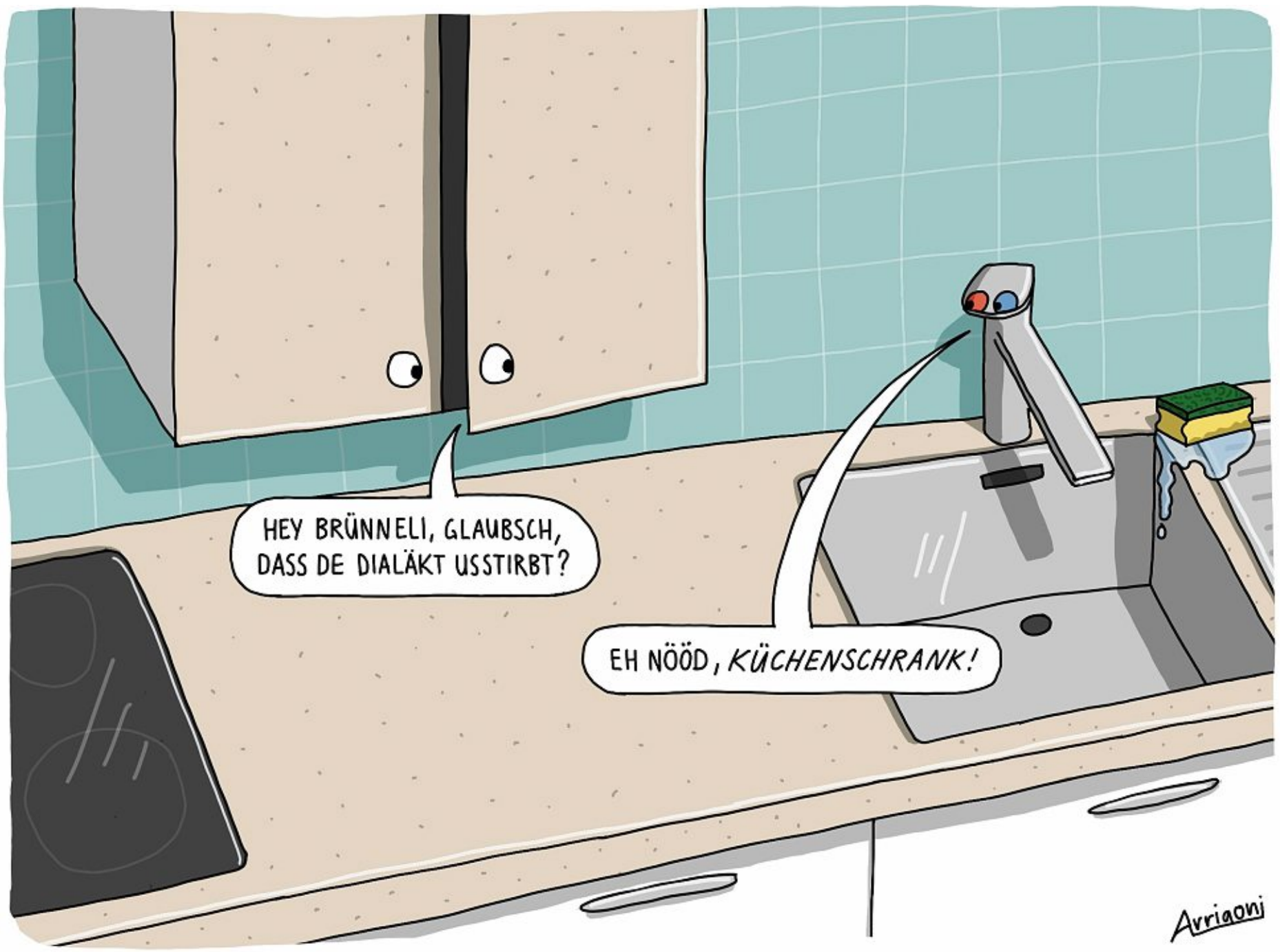
Kultur, Gesellschaft & Wissen

«I han gdacht»: Ist diese seltsame Jugendsprache noch Schweizerdeutsch?

Dialekt Die Linguistin Tanja Näf erforscht Sätze wie «Mir wared im Kino». Und sie beantwortet die Frage, ob Hochdeutsch jetzt auch unsere Grammatik verändert.

Sandro Benini



«Ich han geschter gtanzt.» «Ich han gdacht, das chann doch nöd sii.» «Mir händ öppis gtrunke.» «Mir wared i de Ferie, es isch schön gsi.»

Ist das noch Schweizerdeutsch?

Dass Jugendliche Wörter wie «Bratko» und «cringe» verwenden, die für viele Erwachsene unverständlich sind, ist nichts Besonderes – aber neue Partizipialformen wie «gdacht» statt «tänkt», «sie hätt gbaut» statt «baut», «sie händ gbruucht» und «mir händ gchillt»?

Und sogar «ich war» und «mir wared», obwohl es das Präteritum im Schweizerdeutschen doch gar nicht gibt?

Laut der Linguistin Tanja Näf finden sich in der Fachliteratur bisher keine Hinweise auf schweizerdeutsche Partizip-Perfekt-Formen wie in den erwähnten Beispielen. Eine Ausnahme ist das Walliserdeutsche, wo Partizipien das Präfix «gi» haben, etwa «gibrungu» (gebracht) oder «gideicht» (gedacht). Bei einer Befragung für ihre Masterarbeit an der Universität Zürich hat Näf nun festgestellt, dass Jugendliche im Zürichdeutschen solche Verbformen relativ häufig benutzen.

Die Linguistin hat spontane und geleitete Gespräche, Befragungen, Übersetzungen vom Schriftdeutschen in den Dialekt sowie Aufgaben von 28 Jugendlichen an Sekundarschulen in drei Zürcher Gemeinden ausgewertet, nämlich Wallisellen (urban), Stadel bei Niederglatt (ländlich) sowie Oberglatt (teils urban, teils ländlich).

— Wie gross ist die Akzeptanz der Jugendsprache

Dabei hat sich gezeigt, dass 13 der befragten Schülerinnen und Schüler, also gut 46 Prozent, mindestens einmal – meist jedoch mehrmals – ein ungewöhnliches g-Präfix benutzten. In der Fachsprache: Sie verwenden eine Präfigierung. Vier Jugendliche taten dies regelmässig, selbst beim spontanen Sprechen. Die häufigsten Verbformen sind «gbaut», «gtrunke», «gchillt», «gdacht» und «gtanzt».

Gross ist überdies die Akzeptanz der ungewöhnlichen Verbformen: 26 Jugendliche – also mehr als 90 Prozent – bezeichnen sie in mindestens einem Beispielsatz als korrekte Variante. Die Unterschiede zwischen den einzelnen Gemeinden sind eher gering, liegen doch die ländlichste Gemeinde (Stadel) und die urbanste (Wallisellen) bei der aktiven Nutzung nah beieinander.

Während der Befragung bemerkte Näf, dass einige Jugendliche beim spontanen Sprechen das Präteritum von «sein» verwendeten, also «ich war» (Singular) und «mir wared» (Plural). Die Mehrzahlform ist dabei noch seltsamer als jene in der Einzahl, gibt es sie doch so im Hochdeutschen gar nicht. Weil sich die Linguistin in ihrer Masterarbeit mit der Präfigierung befasst, hat sie die Häufigkeit des Präteritums nicht statistisch erhoben. Besonders in Wallisellen kamen «war» und «wared» laut Näf jedoch oft vor, nämlich bei elf von zwölf Jugendlichen.

Tanja Näfs Masterarbeit wirft Fragen auf.

— Wie repräsentativ sind die Ergebnisse?

Wegen der geringen Zahl befragter Jugendlicher sind die Ergebnisse nicht im statistischen Sinn repräsentativ, weder für den Kanton Zürich noch für die Deutschschweiz. Umfassender sind jedoch die Daten einer Befragung von insgesamt rund 3000 Personen über die App «nöis gschmöis», die unter der Leitung der ebenfalls an der Universität Zürich forschenden Linguistin Anja Hasse lanciert wurde. Dabei hat sich gezeigt, dass lediglich zwischen 1 und 3 Prozent der Teilnehmerinnen und Teilnehmer gelegentlich eine der neuartigen Partizip-Perfekt-Formen verwenden. Wer es tut, ist aber mit sehr hoher Wahrscheinlichkeit jünger als 30.



Foto: Clara Neugebauer

«Sprache ist ein dynamisches System und verändert sich seit jeher, ohne dass ein Dialekt deshalb falsch wird.»

Tanja Näf, Linguistin

In Verbindung mit den Ergebnissen von Näfs Masterarbeit lässt sich festhalten: In der Jugendsprache ist die Präfigierung nicht überwältigend häufig, aber auch alles andere als bedeutungslos. Ungewiss ist laut Näf, ob sich diese neuartigen Partizip-Perfekt-Formen unter Jugendlichen weiter ausbreiten werden. Und ob die Sprecherinnen und Sprecher sie auch noch verwenden, wenn sie erwachsen sind.

— Wie gross ist der Einfluss von Fremdsprachen auf das Phänomen?

Nicht sehr gross. Von den 28 befragten Jugendlichen nannten laut Näf alle Schweizerdeutsch als ihre Erstsprache. Ausschliesslich Schweizerdeutsch spricht allerdings lediglich ein Fünftel der Befragten, während die anderen in der Familie mindestens eine weitere Sprache benutzen. «Mehrsprachigkeit ist dennoch keine Erklärung für das Phänomen der Präfigierung», sagt Näf. «Sie tritt bei ausschliesslich schweizerdeutsch aufwachsenden Jugendlichen in vergleichbarem Masse auf.» Die Erhebung über die App «nöis gschmöis» bestätige dies – von den 24 Jugendlichen, die dort angaben, die Form «gzahlt» zu verwenden, würden 15 monolingual mit Schweizerdeutsch aufwachsen. Alle befragten Sekundarschülerinnen und Sekundarschüler sprechen laut Näf überdies ein phonetisch, lexikalisch und grammatikalisch unauffälliges Schweizerdeutsch.

— Aber sind Formen wie «gbracht» und «gbaut» nicht vom Hochdeutschen beeinflusst, ganz zu schweigen von «mir wared»?

«Auf den ersten Blick schon», sagt Tanja Näf. Allerdings gebe es bei anderen Verben ja durchaus schweizerdeutsche Partizip-Perfekt-Formen mit verkürztem «ge»-Präfix, etwa «gmacht», «gseit» oder «ghört». Die Ausdehnung auf weitere Verben interpretiert die Linguistin deshalb eher als eigenständigen Sprachwandel denn als Angleichung ans Hochdeutsche – zumal die Vorsilbe auch bei der Präfigierung dialekttypisch verkürzt werde. Also «gbracht» und nicht wie im Hochdeutschen «gebracht». Das Präfix diene unter anderem dazu, sagt Näf, den Unterschied zwischen Partizipien mit Präfix («gmacht») und Partizipien ohne Präfix («baut») auszugleichen.

Selbst bei der tatsächlich sehr hochdeutsch klingenden Verwendung des Präteritums von «sein» übernehmen Jugendliche laut Näf nicht einfach eine hochdeutsche Struktur, sondern passen sie im Falle von «mir wared» an das Schweizerdeutsche an. Laut einer 2025 publizierten Studie der Universität Bern sei überdies der Einfluss des Hochdeutschen auf Schweizer Dialekte auch lexikalisch – also was den Wortschatz betrifft – geringer als gemeinhin angenommen.

— Gibt es vergleichbare Beispiele?

Grammatikalische oder morphologische Veränderungen bei Endungen, Beugungsmustern oder Zeitformen sind viel seltener als neue Wörter. Dafür sind sie einschneidender, weil sie die Struktur einer Sprache betreffen. Dies ist auch der Grund, weshalb das Phänomen, das Näf entdeckt und in ihrer Masterarbeit beschrieben hat, so bemerkenswert ist.

Als vergleichbare Erscheinung nennt Näf die zusätzliche Silbe «ne», die an weibliche Pluralformen angehängt wird: «Wuchene», «Fläschene», «Chilene». Obwohl die jeweiligen Wörter länger – also wenn man so will: umständlicher – werden, dienen sie dazu, den Plural vom ursprünglich gleichlautenden Singular zu unterscheiden. «Dieses Phänomen breitet sich kontinuierlich über alle Altersgruppen hinweg aus», sagt Näf.

Ein weiteres Beispiel sei die Verdoppelung von «laa» (lassen) in Sätzen wie: «Ich han sie laa gaah laa.» Das seien, erläutert Näf, eigenständige dialektinterne Entwicklungen, die genau wie die Präfigierung dazu dienen, grammatikalische Funktionen im Satzgefüge klarer herauszuarbeiten.

— Sind solche Phänomene Symptome eines Sprachverfalls?

Tanja Näf sagt zwar: «Ich selbst würde eine Partizip-Perfekt-Form wie ‹gdacht› oder ‹gbrucht› nicht verwenden.» Aber was Sprachpuristen in solchen Fällen immer wieder beklagen, nämlich dass sich Schweizerdeutsch «abschleife» oder dass es gar zerfalle – davon hält sie nichts: «Sprache ist ein dynamisches System», sagt Näf. Dieses System verändere sich seit jeher, ohne dass eine Sprache oder ein Dialekt deshalb falsch werde oder an Echtheit verliere.